zur Detonation bringt. Für jede Sturmkolonne ist ein solcher Weg, der durch diese Bomben gerissen wird, notwendig.

In der Nacht vor dem Sturm kriechen einzelne Leute vor und leisten in den Lücken die letzten Aufräumungsarbeiten. Vorsichtig wird das Gewir von Drahtenden zur Seite geschoben und die notwendigsten Einebnungen werden ausgeführt. Ein letzter Eisenregen geht über die Verteidiger: Artillerie, Maschinengewehre und Infanteriefeuer sprechen ihr letztes Wort.

Mit dem Morgengrauen soll der Sturm beginnen. Ein Befehl von ganz besonderer Genauigkeit regelt ihn, die Uhren aller Führer sind verglichen. Plötzlich verlegt die Angriffsartillerie ihr Feuer; die Granaten schlagen nicht mehr in die Befestigungen ein, sie nehmen ihren Weg über sie hinfort. Das Gelände hinter den Werken, wo die Reserven stehen, ist ihr Ziel. Im gleichen Augenblick brechen die Sturmkolonnen vor: jede etwa eine Kompagnie stark, von Pionieren mit Sprenggerät, Beilen und Sturmleitern angeführt, von Artilleristen, die die feindlichen Geschütze zu bedienen oder zu zerstören verstehen, gefolgt. Kein Schuß fällt beim Angreifer; er achtet der Kugeln nicht, die ihn von den letzten Ueberlebenden aus den Werken entgegengesandt werden.

Am Graben, dessen Ränder vom Feuer der Artillerie und durch die Minier- und Sprengarbeiten der Pioniere schon zum Teil niedergelegt sind, stockt die Vorwärtsbewegung wohl einen Augenblick. Hier müssen die Mannschaften der Genietruppen noch ein Gitter niederlegen, dort eine Leiter vorschieben.

Weiter rasen die Stürmenden. Handgranaten, die scheinbar längst vergessenen Waffen aus friderizianischer Zeit, fliegen durch die Luft und explodieren krachend. Vorne ringt Mann gegen Mann, die blanken Waffen knirschen aufeinander: das Hurra ertönt — das Werk ist genommen.

Aber noch gibt es keine Ruhe: ein Teil eilt den Fliehenden nach, während der andere sich in der eroberten Position festsetzt und sich festungswärts zur Verteidigung einrichtet, denn es kann jeden Augenblick der Gegenstoß der Reserven erfolgen.

Eine oder die andere Sturmkolonne ist wohl unter dem Feuer der letzten Verteidiger zusammengebrochen, nicht alle Werke sind auf einmal in die Hände des Angreifers gefallen, aber die erste Bresche ist geschlagen.

Hat der Angreifer ein Werk der Festung in seiner Hand, so hat er den Pfeil in ihr Fleisch getrieben, der zum Tode führen muß, denn nun beherrscht er die Schwäche der Nachbarwerke: die Flanken. So wird eine Gruppe nach der anderen fallen, bis schließlich ein weiteres Halten der Festung ein Unding ist. O. K.

Wie man in Rußland Reichtümer erwirbt.

Der russische Hochadel, der noch immer über große Vermögen verfügt, trotzdem sich viele seiner Mitglieder durch unsinnige und maßlose Verschwendung ruiniert haben, ist zu seinen Reichtümern fast durchweg äußerst mühelos gekommen. Sie sind zum allergrößten Teil auf Landschenkungen der Krone zurückzuführen, mit denen namentlich die Hofchargen bedacht wurden, an die Jahrhunderte hindurch Land oder Besitzungen verteilt wurden. Eine gewisse Zahl von Leibeigenen entsprach immer einem gewissen Landgebiet, und es war Brauch, den Reichtum eines Mannes nach der Zahl der „Seelen" festzustellen, die er besaß.

In dem Zeitraum von 1682—1711 verschenkte die Regierung 43 600 Höfe und 506 000 Desjatinen (1 D. = 4 preußische Morgen) — im ganzen über eine Million Desjatinen. Zur Zeit Katharinas I. kam nur wenig Land zur Verteilung, nur etwa 9000 Desjatinen; Peter II. aber schenkte allein den Fürsten Dolgoruki 40 000 Leibeigene. Kaiserin Elisabeth verlieh den Offizieren, die an der Palastrevolution teilgenommen hatten, 14 000 Seelen. Unter Paul III. nahm die Verteilung der Leibeigenen und Ländereien an Ausdehnung noch zu. Angesehene Edelleute sollen damals bis zur Thronbesteigung Katharinas II. nicht weniger als 389 000 Seelen erhalten haben.

Katharina die Große war sehr freigiebig mit Geschenken an kluge und schmeichlerische Hofdamen, namentlich aber an ihre besonderen Günstlinge, die sich legendenhafte Reichtümer sammelten. Fürst Potemkin, ihr mächtigster Liebhaber, in dessen Palast die heutige Reichsduma tagt, erhielt in zwei Jahren 9 Millionen Rubel und 87 000 Leibeigene.

Als Paul Petrowitsch — der 1801 ermordet wurde — den Thron bestieg, stellte Graf Kurakin eine Liste derjenigen Personen auf, die beschenkt werden mußten; denn das war so zum Brauch geworden, daß man es nicht mehr umgehen konnte, ohne Enttäuschung und Mißstimmung hervorzurufen. Die Liste enthielt die Namen von 105 Scharen, die denn auch 82 330 Bauern gleich beim Regierungsantritt erhielten. Während der Regierungen wurden die Schenkungen fortgesetzt. Der Kammerdiener des Kaisers, Kutaissow, erhielt im Kreise Morschansk 24 606 Desjatinen Land, in Kurland 36 000, im Gouvernement Tambow 5000 Leibeigene und auf der Wolga Fischereien, die einen Jahresbetrag von 500 000 Rubeln abwarfen. Im ganzen sollen während der Regierung Pauls 114 895 Seelen verteilt sein.

Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft wurde das Land nominell verpachtet. Im Zeitraum von 1857 bis 1887 erhielten Edelleute zusammen eine Million Desjatinen. Besonders war man in der Verteilung der Ländereien in den Grenzgebieten freigebig, und die „Verschleuderung von Ländereien" war namentlich unter den Ministern Alexanders II. an der Tagesordnung, deren Beispiel die Gouverneure und Generalgouverneure folgten. Der Kurator des Orenburger Lehrbezirks, der den Sohn irgend eines Granden durch die Klassen geschmuggelt hatte, erhielt nach vierjähriger Tätigkeit mehrere tausend Desjatinen Land, ein Turnlehrer „erwarb" für 2000 Rubel 1000 Desjatinen — und zur Bezahlung dieser kolossalen Kaufsumme wurden ihm 37 Jahre Frist gegeben, in denen er natürlich nicht eine einzige Kopeke bezahlte. Daß Haus- und Tanzlehrer von den Herren Satrapen Gebiete von der Größe eines Rittergutes geschenkt erhielten, war gar keine Seltenheit.

Bei diesem ungeheuren Landschwindel maßten sich einflußreiche Leute einfach weite Landstrecken an, ohne jemals eine Schenkungsurkunde nachweisen zu können. Seit dem Jahre 1860 sollen etwa 700 000 Desjatinen verschenkt sein. Im Kaukasus erhielten frühere Beamte 20 000 Desjatinen, während 50 248 Desjatinen an „verdienstvolle" Unternehmer verkauft wurden. Seit den letzten Jahren ist die Verschleuderung im fernen Osten an der Tagesordnung. O. K.

Buntes Allerlei

Die weggefressene Kirche.

Etwas ganz Merkwürdiges ist in Kanada passiert, und die „Bita", die es erzählt, versichert mit tausend Schwüren, daß es sich nicht um einen Aprilscherz handle: eine Kirche ist an einem der letzten Sonntage in der kurzen Zeit, die zwischen dem Morgen- und dem Abendgottesdienste liegt, von hungrigen Hunden radikal aufgefressen worden. Die Eskimos der Hudsonbai hatten die Kirche mit ganz besonderer Kunst errichtet, indem sie Walfischknochen, Kalk und Straßenschmutz als Baumaterial verwandten und dieses mit Kieselsteinen vermischten. Sie waren sehr stolz auf ihr Werk, zumal der Erzbischof ihnen seine volle Anerkennung aussprach. Die Kirche war ziemlich groß, so daß sie wenigstens achtzig Personen fassen konnte; und sie wurde auch fleißig besucht und war bei jedem Gottesdienste bis zum letzten Plätzchen besetzt. Da stürzte sich, wie gesagt, eines Sonntags, wahrscheinlich angelockt durch die Walfischknochen, ein Haufen ausgehungerter wilder Hunde auf das primitive Gotteshaus und hatte in kurzer Zeit das Werk der frommen Eskimos im Magen. . .

Die Spielhölle auf hoher See.

Das Vorgehen der belgischen Regierung, das durch das neue Spielverbot in Ostende den schönen Tagen der Roulette ein Ende bereitete, hat den erfinderischen Besitzer des Kasinos von Ostende, M. Marquet, nicht in Verlegenheit gebracht. Der unternehmende Mann hält jetzt eine große Dampfjacht mit einem prächtigen großen Spielsaal versehen. Die Jacht wird fortan zwischen Ostende und den anderen Seebädern der Küste kreuzen. Und man wird in aller Ruhe sein Spielchen beginnen, sobald die Jacht drei englische Meilen von der Küste entfernt ist und damit nicht mehr unter der Gültigkeit der Landesgesetze steht. So werden die Spielfreunde fortan auf hoher See ihr Geld verlieren und nicht mehr auf belgischem Boden. Trotz des Verbotes aller Glücksspiele ist der ehemalige Spielsaal für die kommende Saison von einer französisch-belgischen Gruppe gemietet worden, die für die Sommermonate den stattlichen Mietspreis von 200 000 Francs entrichtet.

Ein neuentdecktes Naturdenkmal in Argentinien.

Aus Buenos Aires wird uns geschrieben: Vor ungefähr einem Jahr erlitt Argentinien einen großen naturwissenschaftlichen Verlust durch den Absturz des weltberühmten Wackelsteines von Tandil. Tausende von Fremden besichtigten jährlich diesen interessanten Stein, der frei auf einer schiefen Ebene lagerte. Seine Abbildung finden wir in allen geographischen Werken über Südamerika. Es ist unumstößlich nachgewiesen worden, daß der Absturz ohne jeden äußeren Grund erfolgte. Jetzt kommt die Kunde, wie die deutsche „La-Plata-Zeitung" berichtet, daß in den Vorbergen der Sierra de la Ventana mehrere ähnliche Naturmerkwürdigkeiten vorhanden sind. Zwei deutsche Herren fanden auf ihren Streifzügen einen dieser Wackelsteine. Er soll elf Kubikmeter Inhalt besitzen. Eine besondere Eigentümlichkeit sind die reinen Glockentöne, die in seinem Innern durch das Beklopfen seiner Wände mit einem harten Steine hervorgerufen werden.

Briefkasten

Lübke, L. Die Aktien der genannten Gesellschaft sind deswegen im Kurse gestrichen, weil im vorigen Jahre eine Sanierung durch Zusammenlegung der Stammaktien im Verhältnis von 5 : 1 sowie Zuzahlung von 40 pCt. beschlossen worden ist, wodurch die Zahlungsfähigkeit erreichen ist. — **Thorn.** Im Jahre 1902 betrug die höchste Bankdiskontsatz 4 pCt., die niedrigste 3 pCt.

Zwei Streitende. P. hat keinen festen Wohnsitz. Er zieht in der Provinz Brandenburg herum.

№ 82 • Mittwoch Tägliches 9. April 1913

Unterhaltungs-Blatt

der Berliner Volks-Zeitung

Matthias Tedebus, der Wandersmann.

Roman

von

(39. Fortsetzung. Nachdruck verboten.)

Ottomar Enking.

Arthur Schenk saß fast den ganzen Tag im Wirtshause. Selbst sein Atelier fesselte ihn nicht mehr. Die bewährten Gesellen, die bis dahin sein Geschäft geführt und ihm Wohlstand eingebracht hatten, starben aus — die jungen sorgten mehr für sich selber als für das Geschäft — andere, fleißige Maler kamen auf und nahmen der alten Werkstatt die Arbeit weg, und auf die Art ging es mit Schenk zu Ende. Seine Künstlerlocken fielen aus, Dick und schwammig im Gesicht, lehnte er mit den Ellenbogen auf dem Biertisch und vertrank seine Habe, die seine ehrsamen und nüchternen Eltern ihm hinterlassen hatten. Dabei wehklagte er in ewig wiederholten Leidenstönen, was an seinem Geiste gesündigt worden sei — von seinen Alten, von der Welt, von allen, nur natürlich nicht von ihm selbst.

Vor Matthias wich er auf das scheueste aus. Der Schlag ins Gesicht, mit dem ihn Elisabeths Vater einen Schuft und Halunken gezeihen hatte, brannte ihm noch jedesmal, wenn er den Buchbinder sah.

Das Böse, das er an dem unschuldigen, aber unbewußt leidenschaftlichen Kinde verübt hatte, tat ihm als solches nicht leid. Denn ebensowenig wie der schöne Veo seligen Angedenkens besaß Arthur Schenk einen Begriff von Ehrfurcht vor dem Weibe.

Er hatte nur immer Angst vor Strafe. Er fürchtete, der Schlag, den ihm der beleidigte Vater versetzte, möchte nicht der einzige bleiben. Er sann furchtsam nach, ob sich wohl das Gericht in die Sache hineinmischen könne.

Aber Furcht, Angst und Qual — alles ließ sich ja bequem mit Bier und Schnaps hinunterspülen, und so wurde er, der früher wenigstens peinlich für sein Aeußeres sorgte und sich über die vierzig Jahre hinaus jung erhielt, jetzt von Monat zu Monat mehr verwüstet — ein Opfer seiner fürchterlichen Selbstzerstörung. Denn da er andere nicht zu achten vermochte, so waren ihm auch der eigene Leib und die eigene Seele kein Tempel, worin es rein und weihevoll zugehen mußte.

Matthias, wenn er den Verderber seines Kindes jemals traf, ballte die Hand, bezwang sich aber und sah weit nach der anderen Seite hin.

Oft erblickte man Matthias überhaupt nicht auf den Straßen. Es kam ihm vor, und dieser Verdacht war nicht ganz ungerechtfertigt, als ob ihn seine Mitbürger etwas weniger ehrerbietig grüßten, und als er in der Harmonie den Wunsch aussprach, nicht fürder zum Vorstande gewählt zu werden, da widersetzte man sich dieser Bitte nur lau, und ein anderer trat an des Buchbinders Stelle. Das hatte Matthias ja nun wollen, und doch: es hätte ihm unendlich wohlgetan, wenn man ihm den Wunsch mit einem lauten Nein abgeschlagen haben würde. Man ließ ihn gehen, nach seinem Willen, und das war eigentlich sehr gegen seinen Willen. Er wurde sich dessen bewußt, daß er den Antrag auf sein Ausscheiden nur zur Probe gestellt hatte, um zu erfahren, wie die Leute von ihm dachten. Nun bekam er eine beschämende Antwort: sie hielten ihn nicht auf.

Obgleich ihn das schmerzte — konnte er es ihnen verdenken? War er nicht schuld an der eigenen Schande, nicht verantwortlich für das Heil seines Kindes?

Ja, so nahmen es auch seine Mitbürger auf. Man bedauerte den Buchbinder, gewiß. Es war auch niemand da, der ihm das Unglück etwa gegönnt hätte, aber — ein Wiegen mit dem Kopf, ein Zucken mit der Achsel — ein Vater mußte eben besser aufpassen auf seine Tochter.

Bis in sein Geschäft hinein bekam Matthias diese leise Nichtachtung zu spüren. Die Gehilfen taten vertraulicher . . . so, als ob sie sagen wollten: Bilde dir nur nicht ein, daß du vielleicht besser bist als wir. Was dir geschehen ist, das soll uns noch lange nicht passieren. Wir halten die Hand über unseren Kindern.

Vertraulicher waren sie und dabei ein wenig aufbegehrend, denn sie deuteten ihm an: wenn er es nicht einmal fertig brachte, seine Familie zu regieren, hatte er dann auch Verstand genug für ein großes Geschäft?

Erst litt Matthias unter den Blicken, die ihn so von unten her trafen, dann aber setzte er seine entschlossene Miene auf und befahl einfach klipp und klar, wo er sonst höflich zu ersuchen pflegte. Das wurde nun kein gemütlicher Zustand, es ging auch bei den Angestellten nicht ohne kleine Widerreden ab, aber Matthias blieb in seinem Hause bis in den letzten Winkel hinein der Herr.

Und Herr blieb er schließlich auch in der Stadt. Die Schuld, die er trug, trug er für sich allein. Nach außenhin ließ er sie sich nicht anmerken. Er trat fest auf. Damit schüchterte er manchen, der ihm mit einem billigen Mitleid, das heißt mit Herablassung nahen wollte, gehörig ein. Der Buchbinder ließ sich nicht an den Wagen kommen. Das wußte man bald in ganz Tweetenhorn.

Heimlich konnte man tuscheln, konnte man über Elli die Hände ringen, aber die mildtätigen Händedrücke gewöhnte man sich rasch wieder ab. Matthias ergriff solche aus Erbarmen hingestreckte Hand entweder gar nicht, oder er schüttelte sie so tüchtig, daß sie in den Fingergelenken knackte.

So erzang er sich seine alte Stellung im Gemeinwesen von neuem. Man machte sich sogar sachte an ihn heran, ob er dem Verein nicht wieder seine Kräfte leihen wollte. Aber da sagte Matthias kurzab: „Nein."

Einmal hatte man ihn ziehen lassen . . . auf seinen Wunsch, und darüber war und blieb er nach der wunderlich krausen, so ganz menschlichen Art, wie selbst seine sonst so geradeaus schauende Seele in dieser und jener Sache empfinden konnte, ein gekränkter Mann.

In der Familie wurde alles straff gehandhabt. Ueber Elli ward kaum gesprochen. Er legte die Briefe, die von Klara kamen, nachdem er sie gelesen hatte, schweigend auf Finens Nähtisch. Die blickte hinein und wollte dann und wann über das ungeratene Kind schmälen, aber Matthias sah sie mit einem seltsamen, traurigen, fragenden Blick an.

Dann wurde Fine rot und verstummte.

Arbeit, Arbeit, das war es, wobei auch sie am besten alles andere vergaß, und so hatte Matthias von seiner Frau genau das, was er von ihr brauchte, eine nie erlahmende und nie unwillfährige Hilfe.

Aeußerlich war alles zwischen den beiden in Ordnung. Von den mannigfachen Gedanken ihres Mannes, wie sie ihm in dieser Zeit das Hirn durchkreuzten, bekam Fine nichts zu wissen, und von ihrem eigenen Innern, ja, was ahnte Matthias da?

Die beiden kannten einander ja auch nur dem Namen nach.

*

Elli blieb lange von Tweetenhorn fort. Erst als ihr Kind, der kleine Matthias, ein volles Jahr alt war, kam sie mit ihm nach Hause. Das gab kein fröhliches Wiedersehen. Das Kleine war ein gar zu fremder Gast. Weder Fine noch Matthias konnten sich zuerst recht dazu bewegen, es in den Arm zu nehmen.

Frau Clasen aber brach dann den Bann. Sie küßte das Kind und erkannte es auf diese Weise als ihren Urenkel an.

So kam es denn allmählich, daß der kleine Eindringling beachtet wurde. Die Mütterlichkeit wallte in Fine noch einmal auf und dämpfte ihren Zorn über das Geschehene. Sie fand sich in alles hinein. Sie war überhaupt zu müde, um ihrer Tochter noch immer wieder Vorwürfe zu machen, und weil der kleine Matthias sich zu einem drolligen Kerlchen entwickelte und sein Jauchzen so hell durch die Stuben und über den Hof klang, so wurden ihm nach und nach alle wohlgesinnt.

Mein Gott, war es nicht auch das Unvernünftigste, wenn man das Kind nun büßen ließ für das, was die Großen, alle wie sie da waren, gesündigt hatten? Und Matthias nahm in